



Nr. 142.

Freitag, den 19. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Häglar.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Die Komtesse wurde einen Augenblick bleich wie das Tuch, das sie in der Hand hielt, dann überlief ein verräterisches Rot ihr Gesicht, und sie entgegnete leise: „Bedarf das denn wirklich einer Bestätigung von dritter Seite? Kennst dieses Mädchen Sie so wenig? Ich kann mir nicht denken, daß es bei einer großen und wahren Liebe einen Zweifel geben kann, den Fremde erst beseitigen müssen. Aber wenn Sie es wünschen, will ich gern mit ihr sprechen, daß sie mir glauben wird.“

Oswald verneigte sich, und seine Stimme zitterte merklich, als er fortfuhr: „Ich danke Ihnen, gnädigste Komtesse, und werde mir gestatten, meine gültige Herrin an dies Wort zu erinnern. Nun aber erlauben Sie mir, von wichtigeren Dingen zu sprechen. In den nächsten Tagen werden geheimnisvolle Dinge in diesem Schloß vorgehen, gnädigste Komtesse, ich werde vielleicht genötigt sein, die Hilfe eines Freundes in Anspruch zu nehmen, den ich aus der Residenz erwarte, um in ein häßliches Geheimnis Luft und Klarheit zu bringen. Werden gnädigste Komtesse mir auch ferner fest vertrauen und mir gestatten, diesen Verbündeten vorstellen zu dürfen?“

„Gewiß werde ich das! Aber auch ich bitte Sie heute um eines, als Zeichen, daß das geforderte Vertrauen auf Gegenseitigkeit beruht. Daß es sich um Dinge von allergrößter Bedeutung handelt, darüber bin ich mir klar, aber ich ertrage es nicht länger, im Dunkeln zu gehen. Ich bitte Sie, mir zu sagen, um was es sich handelt, mir klar und ohne Rücksicht mitzuteilen, was Sie selber wissen, und von dem Geheimnis, das mich umgibt, das unser Haus bedroht, den Schleier zu nehmen. Halten Sie mich nicht für ein ängstliches, junges Geschöpf, das vor Gefahren zittert, ich bin gefaßt auf alles, und Sie werden mich in der Stunde der Entscheidung nicht zaghaft finden! — Aber ich will und muß klar sehen, und wäre es das Schlimmste! — Und damit Sie wissen, daß ich nicht ganz unvorbereitet bin, sehen Sie hier!“

Damit griff sie in die Tasche ihres Kleides und reichte Oswald das Böschblatt, das sie auf dem Tisch ihrer Rufine gefunden hatte.

Während Oswald ganz erschrocken die Schriftzüge betrachtete, fuhr sie fort:

„Sie sehen also, daß ich bereits weiß, daß Baroness Julia mit dem Todfeinde unseres Hauses in Korrespondenz steht, und diese ganze, lange Nacht habe ich dazu gebraucht Hunderte von Kombinationen aneinander zu reihen. Weshalb forderten Sie den Bettel mit den letzten Worten meines unglücklichen Bruders? Weshalb halten Sie die Nacht am Krankenbette meines Vaters? Und weshalb darf meine

Rufine nicht wissen, daß Sie gestern hinter ihr Her reisten? — Antworten Sie mir offen und Ehrlich. Ich bitte Sie darum!“

„Nun wohl, Komtesse“, entgegnete Oswald, indem er einen Schritt näher trat und fest in ihre Augen schaute. Dabei dämpfte er seine Stimme zu einem scharfen Flüstern, als fürchte er, daß er durch die dicken Gobelins der Wände gehört werden könnte. „Auf die Gefahr hin, durch eine noch so geringfügige Unachtsamkeit Ihrerseits mein ganzes Werk zu vernichten, sollen Sie alles wissen. Aber ich flehe Sie an, bleiben Sie ruhig, bleiben Sie stark und fest an Leib und Seele, auch wenn das, was ich Ihnen sage, jeden Nerv in Ihnen erbeben macht. Ich bin einem — Mörder auf der Spur, einem feigen Mordhahn, der den Erben dieses Hauses in den Tod getrieben. Hier in diesen beiden Händen aber halte ich alle Maschen des verderblichen Netzes, das ich ihm über dem schuldigen Haupt zusammenzuziehen gedenke, daß ein feiges Entrinnen unmöglich sein wird. Aber ich muß diesen Schurken so fangen können, daß ich des irdischen Richters nicht mehr bedarf, ihn zu überführen, denn kein noch so leiser Schatten eines öffentlichen Skandals darf dabei auf den Namen fallen, den die Infanten dieses Hauses tragen — ebenso wie der Schuldige selbst! — Nun wissen Sie alles.“

Thea wandte eignen Moment und schien ohnmächtig umsinken zu wollen.

Oswald fing sie in seinen Armen auf.

Einige Augenblicke blieben die beiden jungen Menschen so, wie zu Stein erstarrt, und nur ihre Augen senkten sich ineinander, wortlos und stumm, als wollte einer dem anderen auf dem Grund der Seele lesen.

Thea dachte nicht daran, daß der junge Mensch, dessen schönes Gesicht sich über sie neigte, nichts anderes war, als ein Diener ihres Hauses, sie sah nur in ihm einzig und allein den Mensch gewordenen Schutzengel ihres über alles geliebten Vaters, den Piloten, der durch Sturm und Klippen ihr Schicksal dem rettenden Hafen zulente.

Sie kannte ihn nun, den heimlich lauerten Feind, dessen Name Oswald nicht aussprach, sie wußte, wer er war, der feige Mörder, der die habgierigen Hände nach allem ausstreckte, was ihr Eigen war. Aber sie wußte auch, daß die Gefahr nun vorüber, daß nichts mehr zu fürchten war, denn er hatte es ja eben selbst gesagt, und was dieses Mannes Mund sprach, das war Wahrheit!

Und Oswald? Ohne ein Glied zu rühren, hielt er das leise zusammenschauernde junge Weib in seinen Armen, und

wenn die Welt um ihn her in diesem Augenblick zu wanken begonnen hätte, er würde es nicht einmal bemerkt haben.

Denn diese zwei blauen, weit geöffneten Menschenaugen unter dem goldenen Haar sprachen deutlicher für ihn aus, was der Mund niemals hätte aussprechen dürfen, sie verklärten ihm in einem einzigen langen Blick ein ganzes Evangelium berauschender Glückseligkeit und ungeahnter Bonne.

In diesem Augenblick wußte er, was er selbst nicht zu hoffen gewagt, daß sie ihn liebte!

Langsam löste sich Thea endlich aus Oswalds Armen und sank in einen Sessel, während er regungslos an seinem Platze stehen blieb.

Nach einer kleinen Pause begann sie leise:

„Ich danke Ihnen, mein Freund, daß Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt; als Gegengabe für das meinige, und Sie sollen in mir keinen unzuverlässigen Bundesgenossen haben. Nur dieser erste plötzliche Schreck ließ mich schwach erscheinen, aber glauben Sie mir, ich bin es nicht. Ich hoffe, Sie werden auch mir jetzt eine Rolle zuerteilen bei der Entwicklung dieses düsteren Dramas, in das wir alle verstrickt sind! Sie werden mich nicht dazu verurteilen, auch fernerhin untätig zuzusehen!“

„Nein, Komtesse, das kann und darf ich Ihnen jetzt nicht mehr zumuten, und deshalb ist es auch vielleicht am besten, daß Sie jetzt alles wissen!“

„Alles?“

„So gut wie alles. Wenigstens das, um was es sich handelt. — Ich muß Ihnen sogar eine der schwierigsten Rollen in diesem Drama zuerteilen, nämlich die mit völliger Verleugnung Ihres eigenen Selbst dem Schuldigen gegenüberzutreten mit der ganzen alten Unbefangenheit Ihres Wesens, mit der ganzen bisherigen Harmlosigkeit im täglichen Verkehr. Ich weiß, daß ich da etwas Ungeheures von Ihnen verlange, aber wenn Sie bedenken, daß das leiseste Zucken Ihrer Wimpern, daß ein unbedachter Blick, vom scharfen Auge des bösen Gewissens aufgefangen, alles verraten, unser ganzes, mit unendlicher Mühe und Vorsicht zusammengefügtes Gebäude über den Haufen werfen kann, so wird dieser Gedanke Ihnen Mut geben. Und bald, sehr bald wird alles vorüber sein, das verspreche ich Ihnen!“

„Und ich verspreche Ihnen, daß Sie mit mir zufrieden sein sollen!“ sagte Thea, indem sie sich hoch aufrichtete in energischem Entschluß. „Ich habe ja Sie an meiner Seite! Was brauche ich da zu fürchten?“

„Nichts, Komtesse, darauf gebe ich Ihnen mein Manoswort.“

Noch einmal ruhte ihre Hand in der seinen, aber nicht bebend und zaghaft, und der kräftige Druck, mit dem seine Rechte die zarten Finger umschloß, sagte ihr mehr als alle Worte, daß der Mann von der Landstraße ein ehrlicher Freund war und ein ungewöhnlicher Mensch, wie noch keiner ihre Wege gekreuzt hatte.

Als sie, nachdem er sich in das Zimmer des Kranken zurückgezogen hatte, im Wohnzimmer am Fenster saß und hinausblühte in den schweigenden Park, durchwogte ein Sturm der festesten Gefühle ihre Brust.

Sie kannte sich selbst kaum mehr.

Was sie für diesen merkwürdigen Menschen empfand, was sie despotisch gezwungen ward, für ihn zu empfinden, war ein Gefühl, das der Liebe gleich, so sehr sie es auch anfänglich verkugnen wollte. Ihr ganzes bisher so völlig unberührtes Empfinden flog ihm förmlich entgegen, in seiner Nähe fühlte sie sich geborgen und glücklich, und wenn er fern war, zogen all ihre Gedanken zu ihm in zärtlichster Sehnsucht. Es war klar, die Gräfin Tochter aus dem alten stolzen Geschlecht derer von Renede liebte den Diener ihres Hauses, den fremden, unbekannten Proletarier, den sie auf der Landstraße gefunden hatte!

Aber er war kein Proletarier, wenigstens nicht in ihren Augen. Möchte sein Leben in harter Arbeit, in einer untüchtigen Sphäre bisher verfloßen sein, so war er immerhin aus gut bürgerlichem Hause, das hatte er ja selbst ihr gesagt. Und er war ein gebildeter Mensch, hatte vielleicht mehr gelernt, als mancher junge Kavaliere ihrer Be-

kanntschaft und hatte all den Adelligen, die sie kannte, einen Adel voraus, den einer wirklich vornehmen Seele.

Wenn sie ihn liebte, wie nur ein junges Menschenherz zum erstenmal lieben kann, so brauchte sie vor sich selbst ob dieser Reigung nicht zu schämen, die ihr Herz erfüllten wie ein blühender Gottesgarten, und niemandem auf der Welt war sie Rechenschaft schuldig.

Daß sie dieses sonnige Glück in ihrer Brust verdeckt liehen mußte vor aller Welt, daß der Gedanke, aus dieser Liebe auch ein Glück fürs Leben zu folgern, eine Unmöglichkeit wäre, das sah sie ebenso klar und war sich der schmerzlichen Pflicht einer Entsagung voll bewußt.

Zueinander führte sie nichts, sein Weg führte fort, weit fort von ihr, sobald seine Mission hier erfüllt war, dessen war sie gewiß, denn die soziale Kluft, die sie trennte, war nun und nimmer zu überbrücken.

Kein Zauberwort der Märcen verwandelte ihn vor den Augen der Welt in einen Ebenbürtigen, was er nun einmal war, das blieb er auch: Weber, der Kammerdiener ihres Vaters.

Und daß auch er das wußte, hatte er ihr deutlich gesagt, als er neulich, wie auch heute von seinem bevorstehenden Scheiden sprach, sobald er seine Pflicht getan.

Hätte sie ihm folgen dürfen als ein schlichtes, anspruchsloses Kind aus dem Volke, hätte sie sich verwandeln können, in ein Mädchen seinesgleichen, ohne sich zu bedenken, würde sie bereit gewesen sein, auf allen Glanz zu verzichten, der sie umgab.

Er liebte eine andere?! — Ihr Herz bebte nicht einmal bei dem Gedanken, im Gegenteil, da überhugte sie und ließ das, was er für sie getan, nur größer und edler erscheinen.

Er war ihr Freund! Und darauf war sie stolz, denn diese Freundschaft genügte ihr vollkommen.

Hätte sie das Bewußtsein gehabt, daß er sie liebte, so hätte der Gedanke sie gequält, daß diese hoffnungslose Liebe ihn unglückliche machen mußte fürs ganze Leben, und daß der Dank für alles, was er getan, ein tiefer, unheilbarer Schmerz geworden wäre, den sie nicht von seiner Seele nehmen konnte. So aber ging er ruhig von hier fort, bealücht von dem Bewußtsein, daß alle Herzen ihm in treuer Dankbarkeit folgten.

Daß sie ihn liebte, sollte und durfte er nie ahnen, aber sich dieser Liebe zu schämen oder sie als etwas Unwürdiges zu empfinden, das kam ihr nicht in den Sinn.

Sie lächelte unter Tränen, ihre junge Seele jubelte unter Schmerz, aber sie fühlte, daß sie aus diesem schwersten Kampfe ihres Lebens den Sieg der Entsagung finden würde, ohne Beschämung — und ohne Reue!

Dr. Neumark kam heute mit einem früheren Zuge als sonst, konstatierte mit zufriedenstem Gefühl eine so auffallende Besserung im Befinden des Grafen, daß er mit Zuversicht erklärte, der Kranke könne in zwei bis drei Tagen das Bett verlassen und nach Ablauf einer Woche so gesund sein wie zuvor.

Theas Freude war grenzenlos, und wohl ein halbes Dutzend mal reichte sie dem Arzt dankbar die Hand.

„Ich freue mich zum mindesten ebenso wie Sie, gnädigste Komtesse,“ sagte Neumark beim Abschied, „das können Sie mir glauben. Nur bitte ich dringend, eine Verordnung nicht außer Acht zu lassen, die wirksamster sein dürfte als alle meine Medikamente: lassen Sie Ihren Herrn Vater keinen Augenblick allein bis zu einer völligen Genesung, und übergeben Sie die Nachtwache getrost an Herrn Weber. Es ist dies eine Art von suggestivem Einfluß, den seine Anwesenheit auf die Heilung des Kranken ausübt und wovon ich mir viel verspreche!“

Damit ging er, und Oswald gab ihm bis zum Gartentor, wo der Wagen hielt, das Geleite.

„Ich habe das letzte Glied zu der Kette noch gefunden, das mir fehlte,“ sagte Oswald. „Das Resultat meiner nächtlichen Untersuchung hat mich vollauf befriedigt!“

„Das kann ich mir denken, denn Sie haben ja einen bewundernswerten Spürsinn!“

„Und viel Glück!“ fügte Oswald lächelnd hinzu.

„Und was haben Sie entdeckt, wenn man fragen darf?“
„Den Weg, auf dem der Tod an den Grafen allmählich herangeschlüpfen kam, einen Gang, der durch die Mauern direkt bis an den Tisch im Schlafzimmer führt, wo die Medikamente stehen. Und auf diesem selben Wege denke ich den Mörder zu fangen!“

„Glauben Sie denn, daß Baroness Julia noch einmal verurteilt wird?“

„Unzweifelhaft! — Oder ich müßte mich auf menschliche Leidenschaft schlecht verstehen. Ich bin überzeugt, daß sie sogar gleich nach ihrer Rückkehr einen verzweifeltsten Schritt tun wird, um das so offenbar verlorene Spiel noch im letzten Augenblick zu gewinnen. Und darin wird die Torheit liegen, die jeder erregte Mensch in solchem Zustand der Verzweiflung begeht. Da bisher alles gut gegangen, hält sie sich sicher vor der Entdeckung — denn, sagen Sie selbst, welcher Richter der Erde könnte sie schuldig finden oder sie nur verdächtigen, wenn er von dem geheimnisvollen Weg nichts weiß. — Sie betritt das Krankenzimmer ja nicht mehr! — Stirbt der Graf an einem schnell wirkenden Gift — so kann nur einer der Mörder sein: ich! — Sie rechnet ganz gut — die rote Teufelin!“

„Sie haben recht!“ entgegnete Neumark. „Auf diesen Gedanken bin ich ja noch gar nicht gekommen.“

„Aber Sie sehen, daß sie ganz gut jedes Gift wählen kann, denn der Verdacht kann ja dann nur auf mich fallen, auf mich ganz allein, und das wäre ja für ihre Sicherheit das Beste. Deshalb wird sie sich keinen Moment mehr besinnen, alles auf eine Karte zu setzen.“

„Und dann?“ fragte Neumark gespannt.

Oswalds dunkle Brauen zogen sich zusammen, und mitten auf dem Wege blieb er stehen, wie in Gedanken verloren. Dann sagte er ruhig:

„Dann wird es eine Frage des Augenblicks sein, was dann geschieht. Jedenfalls habe ich in Voraussicht aller Eventualitäten in Herrn Geride einen Privatdetektiv engagiert und keinen Kriminalbeamten, denn ein solcher müßte ja die Hilfe des Geleites, die offizielle Pflicht in dieses Haus führen. Aber ich denke, wir werden das im stillen unter uns erledigen.“

Neumark nickte bestimmend und fragte: „Haben Sie von Ihrem Freund Reßler schon etwas gehört?“

„Nein! Ihn und unseren Detektiv treffe ich erst heute nachmittag um 5 Uhr. Das Resultat teile ich Ihnen heute abend in einem eingeschriebenen Brief mit. Sollte ich Ihrer Hilfe dringend bedürfen, telegraphiere ich Ihnen, daß Graf Reudeck kränker geworden und daß Ihr sofortiges Kommen nötig ist. — Recht so?“

„Aber natürlich!“

Die Herren schüttelten sich die Hände und trennten sich. Pünktlich um 5 Uhr wanderte Oswald, die Zigarre zwischen den Zähnen, die Hände in den Hosentaschen, den Chausseeweg hinunter, welcher zum Städtchen führte. Wer ihn gesehen hätte, würde nun und nimmer auf den Gedanken gekommen sein, wie diesem harmlosen Spaziergänger jeder Puls vor Aufregung schlug, wie die nervöse Ungeduld in seinen Schläfen hämmerte und wie er am liebsten den Weg, der vor ihm lag, in ungezügelter Eile abgekürzt hätte. In jeder Biegung des Weges blieb er stehen und schüttelte enttäuscht den Kopf, wenn vor ihm kein Entgegenkommender auftauchte, dann sah er sich mißtrauisch mit angehaltenem Atem um, ob nicht doch irgend ein unbefahrener Lauscher seinen Schritten folgte. Aber alles blieb still, vor und hinter ihm, und langsam setzte er seinen Weg fort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Panamahut.

Von E. Falkenhof (Klosterlausnitz).

Jedermann weiß heute, daß der beliebteste aller Sommerhüte überseeischer Herkunft ist. Mit dem Panamahut kann sich in der Tat kein anderer Strohhut messen; er übertrifft unbestritten alle. Er ist leicht und doch dauerhaft,

biegsam und elastisch. Man kann ihn zertreten, zerdrücken und er übersteht siegreich die Mißhandlung; wie der Phönix aus der Asche wieder ersteht, gewinnt er wieder seine ursprünglicher Form. Man kann ihn auch in jeder Fassung tragen, da er sich beliebig kniffen läßt. Er zerweicht nicht so leicht, wenn er starke Regengüsse ertragen muß; ist er besonders gut gearbeitet, so läßt er nicht einen Tropfen Wasser durch. Besser als andere Strohhüte läßt er sich waschen; fünf- bis sechsmal kann er die Prozedur vertragen, ohne zu leiden, ja, wenn der Wäscher seine Sache versteht, so wird der Panamahut erst nach der dritten Wäsche völlig vollkommen in Glanz und Farbe. Aus eigener Erfahrung wissen das nicht viele, denn der echte Panama ist teuer, die feinsten dieser Hüte werden sogar mit 100 bis 200 M. und höher bezahlt. Es gibt aber auch billige Panamas; im Lande seiner Erzeugung wird ein so dauerhafter Gut von jedem Arbeiter getragen, und was den Weltverbrauch anbelangt, so hat der Panama eine Zukunft; er wird beliebter immer mehr gewürdigt und allmählich auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht, die nicht so viel Geld für ihre Kopfbedeckung ausgeben können.

Es verlohnt sich also wohl, seine Herstellung kennen zu lernen, aber nach Panama darf man zu diesem Zweck nicht reisen; denn auf der berühmten Landenge zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean wird er nicht gemacht. Dort wächst weder das edle Panamastroh, noch werden dort die berühmten Hüte geflochten. Weiter südlich müssen wir schon steuern längs der Westküste von Südamerika, bis wir unter den Äquator gelangen und in den Häfen des Freistaates Ecuador landen.

In diesem warmen Gebiet am Fuße der Anden, die sich hier zu den hohen Gipfeln des Chimborazo aufstürzen, gedeiht die Spenderin des sogenannten Panamastrohs. Eine Art Zweropalme, oder genauer gesagt eine Pandanusart ist es, die zwei bis drei Meter hoch wird und einen feuchten Standort bevorzugt. Bombonaja heißt sie bei den Eingeborenen und „Carludovica palmata“ ist ihr botanischer Name. Man kultiviert sie nicht, sondern nützt die reichlich wild wachsenden Exemplare aus; man kennt von diesem großen Strauche fünf bis sechs Varietäten, die in der Hüte verschiedene Faser liefern. Das wichtigste Produktionsgebiet ist die Provinz Manabi, die an der Küste liegt, weniger wertvolles Material liefern die am Ostabhange der Anden an den Quellflüssen des Amazonas verborgenen Täler.

Die wertvolle Faser wird aus den Blättern der Carludovica gewonnen. Tauglich sind aber zu diesem Zweck nur die jungen Blätter, die sich noch nicht entfaltet haben und die Gestalt eines zusammengelegten Fächers von 50–60 Zentimeter Länge besitzen. Mit Vorliebe erntet man die am Fuße des Strauches im Schatten emporstreichenden Blätter, weil sie bleicher sind als die in der Sonne stehenden. Man schneidet sie so ab, daß man an ihnen noch ein 5–8 Zentimeter langes Stück des Blattstiels behält. Vor der Bearbeitung entfernt man die äußeren Falten des fächerförmigen Gebildes, weil sie zu grün und zu grob sind. Hierauf wird das Blatt zerfasert, indem der Arbeiter oder die Arbeiterin eine starke Nadel nahe an den Stilkansatz durch das Blatt steckt und mit ihr das Blatt nach der Spitze zu zerfährt. So rückt man Stück für Stück vor, bis an dem Stiel im Durchschnitt 30 Faserstreifen hängen, von denen jeder 10–13 Millimeter breit ist. Diese langen Wedel werden nun in siedendes Wasser geworfen und eine Zeitlang gekocht, dann hängt man sie zum Trocknen und Bleichen auf, wobei die einzelnen Fasern, die sich etwas verwirrt haben, der Länge nach geordnet werden. Während des Trocknens rollt sich der Faserstreifen in der Breiterichtung zusammen, die Streifen, die ursprünglich 10–13 Millimeter breit waren, weisen nach dem Trocknen nur eine Breite von 1–2 Millimeter auf und sehen dem Stroh ähnlich.

Das ist der Rohstoff für Panamahüte, der im Lande und im Handel „paja toquilla“ genannt wird. Er ist eine leichte Ware, denn ein Bündelchen der 30, 50 bis 70 Zentimeter langen Fasern, die an einem Stiel hängen, ein „copollo“, wiegt nur 15 Gramm. Der Wert der „paja toquilla“ schwankt aber je nach der Feinheit der Farbe und Pa-

lern. Die weiße Farbe wird am meisten bevorzugt; es gibt aber auch orangefarbige und grünliche Sorten. Im Durchschnitt kostet ein Zentner 50–60 M., im Detailhandel wird dagegen ein Kilo mit 1,20 M. bis 2 M. bezahlt.

Strohhutfabriken gibt es in Ecuador nicht, die Gutflechterei wird durchweg als Hausindustrie betrieben und zwar flechten Frauen und Männer um die Wette. Wie in jedem Gewerbe gibt es auch unter ihnen Stümper und Meister. Die große Menge begnügt sich mit der Erzeugung der ordinären Ware, die meist im Lande verbraucht wird. Man verwendet dazu gröbere Sorten der „paja toquilla“, die man während des Flechtens mit Wasser besprengt kann. Immerhin braucht ein Arbeiter, um einen Hut anzufertigen, fünf bis sechs Tage, da Maschinen nicht bekannt sind und alles Handarbeit ist. Ein ordinärer Panamahut kostet im Lande 2–4 M., man muß also über den geringen Verdienst des Arbeiters, der den Rohstoff kaufen muß, geradezu erstaunen. Aber die Leute dort drüben sind damit zufrieden.

Viel umständlicher gestaltet sich die Herstellung der feineren und feinsten Hüte. In trockener Luft bricht die „paja“ beim Flechten, und man darf sie nicht mit Wasser benetzen, wenn ein besonders sauberes und dichtes Flechtwerk zustande kommen soll. Darum ist das Hutflechten an bestimmte Tageszeiten gebunden; man arbeitet vorwiegend am frühen Morgen und in den ersten Nachstunden nach dem Sonnenuntergang. Je feiner das Stroh, desto mehr Zeit erfordert die akkurate Arbeit, und an einem extrafeinen Hut hat ein Arbeiter zwei bis drei Wochen, ja selbst einen Monat zu tun. Die feinste Ware wird nur auf Bestellung gemacht und unter Umständen kostet ein solcher Hut schon in Ecuador hundert Mark. Die farbigen Hüte werden noch einmal gebleicht, dann übereinander gestülpt und in die Stadt geschafft. So kommen hoch bepackt mit Hüten Frauen und Männer aus der nächsten Umgebung auf den Marktplatz. Beim Einpacken der Hüte muß man darauf achten, daß sie gut trocken sind, sonst werden die Hüte „krank“, d. h. es erscheinen auf ihnen schwärzliche Flecken, die ohne Zweifel von Pilzwucherungen herrühren. Diese Gutkrankheit bereitet den Händlern viel Sorgen; man kennt aber Heilmittel dagegen; man verkauft im Lande Geheimmittel, bleichende Lösungen, die die schwärzlichen Flecke beseitigen. Zum Vorbeugen pflegt man auch die Hüte vor dem Einpacken mit Schwefelpulver zu bestäuben. Bestimmend für den Preis des Hutes sind die Güte und die Farbe des Rohstoffes, die Feinheit des Flechtwerkes, die Dichte, die Gleichheit der Maschen und das Gewicht. Die leichtesten, teuersten Hüte wiegen etwa 90 Gramm, die ordinären 150 Gramm und darüber.

Zu bemerken ist noch, daß der Carludovica auch in dem benachbarten Staate Kolumbien wächst, und daß auch in diesem Panamahüte hergestellt werden. Außerdem wird die „paja toquilla“ nach Peru ausgeführt, wo sie zu Hüten verflochten wird. Im Vergleich zu Ecuador ist aber die Produktion der beiden Nachbarländer gering. So ist auch der Hafen von Guayaquil in Ecuador der Ausgangspunkt des Panamahutes; von dort werden die Hüte in alle Welt verschickt.

Die Gesamtausfuhr Ecuadors an Hüten betrug im Jahre 1905 77 371 Kilo, deren Wert nach dem gegenwärtigen Geldkurse sich auf etwas über 2½ Millionen M. belief. Die Hauptabnehmer sind die Nordamerikaner, denn nach den Vereinigten Staaten gingen in dem genannten Jahre 53 000 Kilo Hüte im Werte von 1 620 000 M. Unter den europäischen Ländern ist Deutschland der bedeutendste Abnehmer, denn im Jahre 1905 bezog es 5108 Kilo Ecuadorhüte im Werte von 275 000 M. Die Gutausfuhr Ecuadors ist großen Schwankungen unterworfen, hat sich aber in den letzten Jahren beinahe verdoppelt, ein Beweis, daß der Panamahut in der Welt an Ansehen und Geltung gewinnt. Das verdient er wohl. Eine größere Verbreitung ist ihm wohl zu wünschen, aber Ecuador allein könnte den steigenden Weltbedarf durch seine Arbeitskräfte kaum decken. Wir haben schon erwähnt, daß die Panamahutflechterei in Ko-

lumbien und namentlich in Peru sich eingebürgert hat. Im Jahre 1903 hat z. B. Peru allein 93 000 Kilo „paja toquilla“ bezogen. Die Regierung von Ecuador sucht allerdings die Ausfuhr des Rohstoffes durch Ausfuhrzölle zu verhindern, aber auch in anderen Ländern beginnt man das Panamastroh zu verarbeiten. Deutschland steht in dieser Hinsicht, von Peru abgesehen, allen Ländern gegenüber obenan, denn im Jahre 1903 hat es 70 000 Kilo „paja toquilla“ von Ecuador bezogen.

Die Panamahutfabrikation in Europa wird aber keine hervorragende Bedeutung gewinnen können, so lange man auf den versteuerten Rohstoff von Ecuador allein angewiesen sein wird. Denn der Panamahut sollte nicht ein Luxusartikel bleiben, man sollte vielmehr billige Hüte aus der vorzüglichen Faser der Carludovica herstellen, die dank ihrer Haltbarkeit die vergänglichen Strohhüte ersetzen könnten. Die Faser würde auch vortreffliches Material für Kopfbedeckung der Europäer in den Kolonien ergeben. Das Ziel wird aber erst dann erreicht werden, wenn die nützliche Carludovica aus ihrer Heimat eine Wanderung in andere Tropenländer unternimmt. Die Erfahrung lehrt, daß sie sich verpflanzen läßt. Allerdings sind bislang die Versuche nur sehr im kleinen ausgeführt worden. Auf der Insel Brava im Kapverdischen Archipel werden schon seit langem schöne Hüte und Zigarettentaschen aus Stroh geflochten. Auf den Rat eines Deutschen wurde dort vor einigen Jahren die Carludovica eingeführt, deren Blätter sich vorzüglich zu diesem Zwecke eignen. Die Franzosen denken daran, die nützliche Zwergpalme in ihren ostasiatischen Kolonien einzuführen und die Flechtkunst der Chinesen und Annamiten in den Dienst der Gutflechterei zu stellen.

Aber auch in unseren Schutzgebieten kann die Carludovica gedeihen. Im Jahre 1901 erhielt die Station Sokodé-Basari in Logo zwei Carludovicapflanzen von Professor Dr. Preuß, der im Auftrage des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees eine Studienreise nach Zentral- und Südamerika gemacht hat. Die Pflanzen wurden vor Unterholz in einem gereinigten Uferwalde bei Sokodé ausgelegt und ließen sich durch Sprößlinge gut vermehren. Der Bestand beläuft sich gegenwärtig auf 40 Stüde, die befriedigend fortzukommen scheinen. In dem neuesten Jahresbericht über die Entwicklung der Schutzgebiete heißt es ferner: Die Eingeborenen benötigen hier die jungen Blätter der Palme „Phönix spinosa“, ebenso wie junge Blätter der Panamapalme verwandt werden, und es ist nicht unmöglich, daß letztere hier einmal, wenn auch nur ein lokales, Interesse gewinnen.

Wir meinen aber, daß in Zukunft die Gewinnung des Rohstoffes, der „paja toquilla“, eine Aufgabe unserer tropischen Landwirtschaft bilden wird. Heute ist die Panamahutherstellung in ihrem Heimatlande an ein warmes und feuchtes Klima gebunden, man betrachtet sie als ein besonderes Kunstgewerbe, das nur eine geschickte Hand bewältigen kann, aber der Damm wird schon gebrochen. Natürliche Wärme und Feuchtigkeit lassen sich in den Fabrikräumen durch Heizung und Dampf ersetzen, und die moderne Maschine kann auch flechten; sie wird auch mit dem Panamahut fertig werden.

Am Familientisch.

Vorträtzel.

Die Eins und Zwei, zu denen wir
Auch dermaleinst gehören,
Sie ruhen aus in Drei und Vier
Und nichts mehr kann sie stören.
Das Ganze nennt den Mann, der dann
An ihnen seine Pflicht getan.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Charade.

Windrose.